

Arbeit als Simulakrum des Geldes

Vertrauenskreationen einer narratologischen Ökonomie

Oliver Fohrmann

Die Wirtschaft und ihre Wissenschaft scheinen einen *linguistic turn* vollzogen zu haben. Im Wirtschaftsleben begegnet man Narrativen allenthalben, etwa als Geschichte, die um ein Konsumprodukt herum erzählt wird (die Herkunft eines Bieres auf Bierdeckeln oder der Zutaten in einem Restaurant) oder als Geschichte, die Familienunternehmen um ihre Gründung erzählen, um so bestimmte Traditionen und Unternehmenskulturen und damit Sinn und Identität als Leitbilder für die Mitarbeiter zu bilden. Die Bedeutung des *Storytelling* ist inzwischen auch in der Wirtschaftswissenschaft (Ökonomik) erkannt worden. Der Ökonom Birger P. Priddat lokalisiert es in einem ihrer zentralen Bereiche: der Prognose. Priddat bezeichnet sie als „erzählte Zukunft“.¹ Da die Zukunft nicht vorausgesehen werden könne, Handlungsentscheidungen aber nur auf Basis von Erwartungen der Zukunft getroffen werden können, bedienen sich Wissenschaftler und Entscheidungsträger sinnhaft konstruierter, quasi-realer Narrative, die es ermöglichen, die Welt aus der Perspektive der Erzählung neu zu betrachten. Eine Verständigung über solche neuen Weltansichten, solche spezifischen Fiktionen, bildet einen gemeinsamen Rahmen, der zu Sprachspielgemeinschaften führt und im wirtschaftlichen Kontext dazu, „die Heterogenität der individuellen Weltansichten zu clustern, um hinreichend gemeinsam verständliche Entscheidungen zu lancieren und um Erwartungen zu bilden, die man wechselseitig verstehen kann“.²

Damit liegt eine Neuinterpretation der wirtschaftswissenschaftlichen Kernaufgabe der Prognosebildung vor. Die den ökonomischen Prognosen zugrunde liegenden statistischen Wahrscheinlichkeitsaussagen werden im Wortsinne verstanden als *wahr scheinende* Aussagen, wie man sie aus Romanen kennt, die wahr scheinende Geschichten erzählen. Die „kalkulative Ereignisbestimmtheit“ einer Prognose tritt gegenüber der „*narratio* des möglichen

¹ Birger P. Priddat, *Erwartung, Prognose, Fiktion, Narration. Zur Epistemologie des Futurs in der Ökonomie*. Marburg 2016, S. 74.

² Ebd., S. 75.

Entscheidungsraumes“ in den Hintergrund.³ Als rein in der Semiosphäre beheimatet, schafft diese *narratio* Entscheidungen ermöglichende fiktive Gewissheiten innerhalb eines vertrauten semantischen Raumes einer Erzählung und simuliert auf diese Weise gemeinsame Erfahrungen der Zukunft, die in der Gegenwart real noch nicht gemacht worden sein können.

Den Begriff der Simulation in diesem Zusammenhang zu verwenden, macht weite philosophische und zeichentheoretische Bereiche für die Wirtschaftswissenschaften fruchtbar. Auf Grundlage der Simulationstheorie Baudrillards etwa ließe sich behaupten, auch die Wirtschaft und ihre Wissenschaft (Ökonomie und Ökonomik) seien nun in der Postmoderne angekommen und würden erkennen, dass auch sie Teil eines Reichs der Zeichen (Roland Barthes) sind – und mit ihnen die Arbeitswelt. Schon Marx hatte darauf hingewiesen, dass Arbeit im Kapitalismus abstrakt und unterschiedslos werde.⁴ Der Tauschwert der Arbeit legt sich über und dominiert den Gebrauchswert, wodurch Arbeit wie alle Waren zum Äquivalent für andere Dinge wird und in ein abstraktes Tauschsystem eingeschrieben wird. Als abstraktes Äquivalent aber wird die Arbeit zum Zeichen; ihr Gebrauchswert tritt in den Hintergrund und sie löst sich immer mehr ab von ihren natürlichen oder technischen Grundlagen. Arbeit wie Waren verlieren ihren Eigenwert zugunsten einer universellen Zeichenfunktion.⁵ Die Ökonomie insgesamt, der Leitdiskurs der Moderne, die Baudrillard als Produktionszeitalter im 19. Jahrhundert ansiedelt, tritt im postmodernen Simulationszeitalter des 20. Jahrhunderts in ihr ästhetisches Stadium ein.⁶ Hierin dient Arbeit nicht mehr der Produktion, sondern verkommt sinnentleert zum Alibi eines abstrakten „Anwesenheitszwangs“,⁷ der seinerseits nur gewährleisten soll, dass jeder an seinem Platz bleibt.⁸

Geld als reines Zeichen

In diesem Artikel soll jedoch eine andere Gewährleistung verdeutlicht werden. Arbeit soll wie bei Baudrillard verstanden werden als Simulakrum, aber als Simulakrum des Geldes. Anstatt nur gesellschaftliche Strukturen zu reproduzieren, dient Arbeit dieser Sichtweise gemäß vor allem der Beglaubigung des Geldes. Mit dem Geld hat sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Wandlung vollzogen. Als materiell ungedecktes Papiergeld hat es auch nach Aufkündigung staatlicher Garantien für seinen Wert diesen keineswegs verloren. Das Vertrauen in den Wert des Geldes, genauer gesagt: in

³ Ebd., S. 75, Kurs. i.O.

⁴ Karl Marx, „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie“. Bd. 1: Der Produktionsprozeß des Kapitals. In: *Marx-Engels-Werke (MEW)*, Bd. 23. Ost-Berlin 1981 (1867), S. 49ff.

⁵ Jean Baudrillard, *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*. Frankfurt a. M. 2001 (1968), S. 84.

⁶ Jean Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*. München 1982 (1976), S. 57.

⁷ Ebd., S. 39.

⁸ Ebd., S. 28.

seine Fähigkeit, den Wert von Gütern zu bezeichnen,⁹ blieb auch dann erhalten, als – wie etwa im England des Jahres 1797¹⁰ – explizit staatlich erklärt wurde, dass die materielle Deckung des Papiergeldes aufgehoben wurde, dass also der Staat nicht mehr bereit sein würde, das Papiergeld gegen wertvolle Materialien wie Gold oder Silber einzutauschen (deren Wert letztlich ebenso konventionell ist). Trotz Aufkündigung der Deckung waren die Menschen bereit, das Papiergeld als Zahlungs-, Rechen- und Wertaufbewahrungsmittel zu akzeptieren und zu verwenden. Auch der später eingeführte Goldstandard änderte nichts an der Tatsache, dass die Funktionsfähigkeit des Geldes im Kern auf reinem Glauben an eben diese Funktionsfähigkeit beruht. Die Computerbits, aus denen heute ein Großteil der umlaufenden Geldmenge besteht und die die Abstraktheit (abstrahiert vom Materialwert des Geldes) des Papiergeldes auf eine noch höhere Stufe setzen, verdeutlichen den für die Geldbeglaubigung zentralen Zirkelschluss besonders: Weil alle glauben, dass ihr Geld als Tauschmittel für wertvolle Güter funktioniert, funktioniert es tatsächlich, und weil dann alle sehen, dass es funktioniert, glauben sie daran.

Die Zeichen auf den Geldscheinen und -münzen, etwa in den USA der Satz „In God We Trust“ auf Dollarscheinen, der eine höhere Beglaubigungsmacht anruft, die europäischen Bauwerke auf den Euroscheinen oder Herrscherportraits auf Münzen sind für den Glauben an die Funktionsfähigkeit des Geldes sekundär, ebenso wie ein etwaiges Versprechen des Staates oder der Zentralbank, den Geldwert zu garantieren. All dies simuliert die Gemeinschaft der Geldverwender, begründet sie aber nicht, denn im Falle eines Vertrauensverlustes in den Geldwert helfen auch diese Garantien nicht weiter. Wenn niemand bereit wäre, an die Funktionsfähigkeit des Geldes zu glauben, verlöre Geld trotzdem seinen Wert.

Dieser selbstbezügliche Glaube an Geld ist vermutlich die tragende Säule der modernen Gesellschaft. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts haben die Abstraktheit des Geldes und damit die Selbstbezüglichkeit des Glaubens daran zugenommen. Die Aufgabe des Goldstandards in der westlichen Welt (der Bindung der westlichen Währungen über feste Wechselkurse an den mit amerikanischen Goldreserven gedeckten Dollar) in den 1970er Jahren konnte schließlich den selbstbezüglichen Glauben an das Geld derart verfestigen, dass es als Zeichen frei flottieren konnte, ohne seine Zeicheneigenschaft, seinen „Wert“, zu verlieren. Die Geldmenge konnte ein Vielfaches der Gütermenge annehmen, ohne inflationär zu verpuffen. Das stetige Wachstum der Geldmenge verdeckte die Stagnation des realen Wachstums, also desjenigen der produzierten Güter. In den 1970er Jahren endeten die boomenden Nachkriegsjahrzehnte, doch für die Geldmenge galt die Wachstumsschwäche nicht.

⁹ Die Bezeichnung erfolgt über den Preis. Der Wert des Geldes lässt sich auch als die Gütermenge definieren, die man mit einer Geldeinheit kaufen kann. Die Güter haben intrinsischen Wert und dienen zur Bedürfnisbefriedigung, während das Geld rein nominalistisch ist.

¹⁰ Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich 2008, Kapitel 4 und 5.

Mit der Entstehung der Selbstbezüglichkeit des Geldes Anfang des 19. Jahrhunderts beginnt das moderne, industrielle Zeitalter. In der Akzeptanz des ungedeckten Geldes als reines Zeichen für den Güterwert liegt die entscheidende Keimzelle der Moderne. Heute hat Geld den höchsten Grad an Zeichenhaftigkeit erreicht; es ist aufgrund des oben beschriebenen Zirkelschlusses zu seiner Beglaubigung ein rein konventionelles Zeichen (Symbol). Es ist kein Bild mehr eines Wertgegenstands. Bilder sind keine symbolischen, sondern ikonische Zeichen, solche die mit dem Bezeichneten in einem Ähnlichkeitsverhältnis stehen.¹¹ Aber das heutige elektronische Geld hat nicht mehr die Form einer Gold- oder Silbermünze, es trägt kein Herrscherportrait mehr, es bildet nichts mehr ab, sondern beruht auf reiner Konvention.

Vom Zeichen zum Bezeichneten

Mit dem Aufkommen der Moderne hat nun ein zentraler und meist zu wenig vergegenwärtigter Wechsel stattgefunden von Geld als Zeichen des Wertes realer Dinge hin zu den realen Dingen als Zeichen für den Geldwert. Die Urerkenntnis der Moderne besteht im Vorhandensein eines umfassenden Vertrauens in den Geldwert trotz dessen materieller Wertlosigkeit. Sie besteht in der Erfahrung, dass die soziale Konvention, die die Symbolhaftigkeit des Geldes garantiert, die Tatsache also, dass jeder an den Wert des Geldes glaubt und davon ausgehen kann, dass jeder andere das auch tut, stabil ist. Auf dieser Grundlage des Geldvertrauens erst konnte die Moderne sich etablieren und zwar im Kern als ein Bild des Geldes. Geld wurde zum primären Zeichensystem, das sekundäre Zeichensysteme ausbildet – Nachbildungen des Geldes. Das Geld bekam scheinbar die Kraft, die Welt nach seinem Bilde zu bilden und rückt so in göttliche Schöpfungssphären auf. Geld wird nicht mehr nur geprägt, es prägt seinerseits.

Am stärksten vom Geld geprägt ist, was kaum verwundert, der Bereich der Wirtschaft inklusive der Arbeitswelt. Geld ist der Geist der Wirtschaft. Schon weniger selbstverständlich ist, dass die Wissenschaft der Wirtschaft als eine Philosophie des geldförmigen Denkens verstanden werden kann und wenn man die göttlichen Schöpfungskräfte des Geldes ernst nimmt, sogar als die Theologie des Geldes. Der in der ökonomischen Theorie zentrale Begriff der Effizienz, das daraus folgende Kosten-Nutzen-Denken und der methodologische Individualismus können als direkte Reflexe des Geldes verstanden werden, als Abbild des ihm eigenen Steigerungsimperativs,¹² seiner Knappheit und seiner Verwendbarkeit für beliebige Zwecke, über die das Individuum frei entscheiden muss. Die Logik der Kapitalakkumulation, die im Zuge von Ökonomisierungstendenzen

¹¹ Rudi Keller, *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen/Basel 1995, S. 167f.

¹² Christoph Türcke, *Mehr! Philosophie des Geldes*. München 2015. Nach Türcke ist Geld im religiösen Kontext als Opfersymbol entstanden. Mit dem Opfer soll die Angst vor der Natur bezwungen werden. Da dies nie vollständig gelingt, muss immer mehr geopfert werden.

inzwischen grenzüberschreitend alle gesellschaftlichen Bereiche erfasst hat, bildet ebenfalls die Logik des Geldes ab, sich vermehren zu wollen. Mehr ist immer besser, was ja auch eine Grundannahme der neoklassischen Wirtschaftstheorie ist.¹³ Geld ist daher viel mehr als ein Zahlungsmittel, nämlich eine Denkform.¹⁴ Lebensweltliche Phänomene aller Art lassen sich auf einen numerischen Wertmaßstab projizieren; das um sich greifende Rankingwesen, das dazu führt, sich in jeder Hinsicht als Wettbewerber zu verstehen, ist dafür nur ein prominentes Beispiel. Ja – Zahlen und Zählen überhaupt bis hin zur (natur-)wissenschaftlichen abendländischen *ratio* lassen sich, auch historisch, als Effekte der Denkform des Geldes verstehen.¹⁵

Offenbar ist das Vertrauen in den Geldwert in der Moderne so grundlegend, dass jeder Bezug auf dieses Vertrauen Glaubwürdigkeit erzeugt, die heute wichtigste Kapitalform. Auch hier wird eine Eigenschaft des Geldes abgebildet: seine Selbstbezüglichkeit. Ob jemand vertrauenswürdig ist, wird man heute nicht primär an externen Indikatoren festmachen, sondern an bestimmten Signalen, die er selbst aussendet. Ob beispielsweise ein Bewerber um eine Stelle glaubhaft und vertrauenswürdig ist in Bezug auf seine Behauptung, in Zukunft exzellente Arbeit zu leisten, und man ihn daher einstellen sollte, wird nicht mehr vor allem aus seinem universitären Werdegang geschlossen, überhaupt aus seinem Lebenslauf oder seiner Herkunft aus einer angesehenen Familie, und auch nicht mehr vor allem daraus, wie bisher seine Worte und Taten zusammenpassten, wie gut der Bezeichnungsprozess der realen Handlungen durch die sprachlichen Symbole funktioniert – ob er also bisher getan hat, was er behauptet hat und umgekehrt und ob man daraus schließt, dass es auch in Zukunft so sein werde. All diese klassischen Indikatoren spielen zweifellos für die Erzeugung von Glaubwürdigkeit eine Rolle. Die Behauptung ist nun aber, dass inzwischen ein rein simulativer Prozess der Erzeugung von Glaubwürdigkeit die wichtigste Rolle spielt: Die Fähigkeit, geldförmige Signale auszusenden, d.h. Geld formal abzubilden, ein ikonisches Zeichen des Geldes zu sein oder eben, seine Eigenschaften zu simulieren, macht heute die feinen Unterschiede (Bourdieu) aus. Diese Behauptung steht ganz im Einklang mit der Baudrillard'schen Kennzeichnung unserer Epoche als Simulationszeitalter.

In der Arbeitswelt, wie in allen anderen Bereichen, ist glaubwürdig, wer flexibel, dynamisch, mobil, zukunftsorientiert, effizienzorientiert (zielstrebig), wirtschaftsaffin ist und jedes ausgesendete Signal als Ergebnis eines möglichst numerischen Optimierungsprozesses erscheinen lassen kann. Wer optimiert, orientiert sich an Effizienz und simuliert so den Umgang mit Geld, von dem niemand aufgrund dessen Knappheit und des ihm eingeschriebenen Vermehrungsimperativs etwas verschwenden möchte. Mit Geld lässt sich ineffizient, also

¹³ Über die ungebrochene Relevanz der neoklassischen Theorie als Referenzpunkt für die heutigen Wirtschaftswissenschaften, siehe Oliver Fohrmann, *Im Spiegel des Geldes. Bildung und Identität in Zeiten der Ökonomisierung*. Bielefeld 2016, und die darin zitierte Literatur.

¹⁴ Das ist auch die Kernaussage der umfangreichen Untersuchung von Karl-Heinz Brodbeck, *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik*. 2. Aufl., Darmstadt 2012.

¹⁵ „Die Lehre von den Zahlen ist uno actu als Reflexion der Geldrechnung entstanden.“ Ebd., S. 5.

verschwenderisch, auf Dauer und im Allgemeinen nur zum Preis des Geldwertverlusts umgehen. Geld zu beglaubigen, d.h. Inflation zu vermeiden, setzt ein wie auch immer geartetes effizientes Verhalten voraus. Wer nun beispielsweise in der Arbeitswelt, aber auch außerhalb, behauptet, ständig keine Zeit und immer viel zu tun zu haben, ist darin erst dann glaubwürdig, wenn er diesen Umstand auch formal abbildet: Er muss sich kurz, klar, gestresst klingend ausdrücken. Er muss die Geschichte eines effizienten Umgangs mit der knappen Ressource Zeit auch effizient mit knappen Worten erzählen. Er muss also eine möglichst ökonomische Sprache verwenden. Wer von sich behauptet, effizienzorientiert zu denken und zu handeln, diese Behauptung aber mit vielen, abschweifenden und sich wiederholenden Worten ausdrückt, erzeugt einen Widerspruch zwischen Form und Inhalt seiner Aussage und jeder Romanautor weiß, dass das nur auf Kosten der Glaubwürdigkeit des eigenen Werks möglich ist.

Unsere allgegenwärtige Geldkultur, die besonders stark in der Arbeitswelt verbreitet ist, beruht in diesem Sinne auf geldförmigem Denken und Handeln, auf der Kommunikation geldbeglaubigender Zeichen. Man muss nicht nur mit Geld umgehen können, sondern es auch mimetisch darstellen. Handlungen werden als Investitionen verstanden und das Individuum sieht sich als unternehmerisches Selbst,¹⁶ das in allen Lebensbereichen Kapitalvermehrung betreibt, beispielsweise bei sozialen Kontakten. Dieser Umgang ist dem Umgang mit Geld ähnlich und simuliert es daher, ist dessen ikonisches Zeichen. Die Zeicheneigenschaft eines ikonischen Zeichens basiert auf einem assoziativen Schluss.¹⁷ Weil das Zeichen die gleiche Form hat wie das Bezeichnete, gibt es eine assoziative Verbindung. Weil der Angestellte die Eigenschaften des Geldes abbildet, wenn er beispielsweise mobil ist wie das weltweite Kapital oder sich flexibel mit allem identifizieren kann, so wie man mit Geld alles bewerten kann, wird mit ihm Glaubwürdigkeit assoziiert, denn Geld ist ja ebenfalls glaubwürdig, weil seine Funktionsfähigkeit auf reinem Glauben basiert. Hier liegt eine Isomorphie vor: Geld und Angestellter stimmen formal überein. Es ist eine bestimmte Form, die Geldform, die Vertrauen schafft.

Der semiosphärische Raum der Märkte

Dieser Mechanismus wird inzwischen auch von Wirtschaftswissenschaftlern erkannt: Wie anfangs schon erwähnt, beschreibt Priddat, wie Entscheidungsfähigkeit von Wirtschaftsakteuren auf Basis von Prognosen hergestellt wird. Eine Prognose hat dann eine hohe Trefferwahrscheinlichkeit, wenn sie eine allen Beteiligten wahr scheinende Geschichte erzählt. Auch statistische, auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen beruhende Prognosen, entfalten ihre Wirkung nicht zuletzt durch ihre narrative Kraft, nicht weil sie extern vorgegebene (physika-

¹⁶ Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Berlin 2007. Die Figur des unternehmerischen Selbst geht zurück auf Michel Foucault, *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt 2006, S. 313.

¹⁷ Keller, *Zeichentheorie*, S. 167.

listische) Realität abbilden, sondern ein poetisches Produkt sind, das durch formale Konsistenz überzeugt und wie ein Roman die *belief systems* des Rezipienten so beeinflusst, dass er die Welt aus der Perspektive dieser letztlich fiktiven Erzählung betrachtet.¹⁸ Die *belief systems* sind Narrative, „d.h. konsistente wahrscheinliche Erzählungen, die die unverbundenen Singularitäten der Wirklichkeit rahmen, um sie in ihrer Verbundenheit als beobachtbar erscheinen lassen zu können“.¹⁹ Erst diese „Zeichen, Bedeutungen, *stories* etc.“²⁰ – der semiosphärische Raum der Märkte – würden die individuellen und sozialen Voraussetzungen für Entscheidungen treffen. Diese Semiosphäre generiert erst die fiktive Gewissheit, die ausreicht, Entscheidungen zu treffen. Der gemeinsame formale Rahmen der Erzählung simuliert gemeinsame Erfahrungen, die tatsächlich nicht gemacht wurden, da sie in der Zukunft liegen oder die Beteiligten sich nicht kennen. Sie kennen aber die *Form der Erfahrung*, das vertraute Narrativ, die bekannte Erzählweise der unbekannteren Zukunft. Auf die gleiche Weise, könnte man hinzufügen, erzeugt auch ein Bewerber in der Arbeitswelt Glaubwürdigkeit. Man kann sich auch vorstellen, dass auf diese Weise im postmodernen Simulationszeitalter aus Realität und Fiktion eins wird.

Nicht nur die Aufgabe des Goldstandards in den 1970er Jahren und die damit endgültig explizit gewordene Ungedecktheit des Geldes, sein Beruhen auf reinem Glauben, hat zu den beschriebenen zeichenhaften Beglaubigungsprozessen geführt. Auch die Tatsache, dass die Rahmenbedingungen der Ökonomie, die vorhersehbare und planbare Absatzentwicklungen oder Renditeerwartungen wahrscheinlicher machen, und deshalb für Investoren eine wichtige Entscheidungsgrundlage bilden, wie etwa politische Stabilität oder eine prosperierende Weltwirtschaft, in Krisenzeiten ungünstiger geworden sind, dürfte die Bedeutung von Narrativen in der Wirtschaft noch verstärkt haben. In unsichereren Zeiten sind vertrauensbildende Erzählungen umso wichtiger und wirtschaftliche Handlungen spielen sich immer mehr im semiosphärischen Raum ab.

Betont werden soll hier die Rolle des Geldes im semiosphärischen Raum der Märkte. In der Arbeits- und Wirtschaftswelt ist es vor allem das Narrativ der Geldförmigkeit, mit dem sich Vertrauens- und Glaubwürdigkeit herstellen lässt. Verbale und non-verbale Zeichen müssen geldförmig sein. Dann lässt sich die Glaubwürdigkeit der Geldwertstabilität quasi anzapfen und wird dabei gleichzeitig gestärkt. Geldbeglaubigung ist insofern Beglaubigung des Geldes und durch das Geld. Mensch und Welt werden dabei immer mehr zu Zeichen des Geldes. Die scheinbar transparenten, leichten und luftigen Bankentürme und Firmenzentralen bilden das Streben nach Mehr des immateriellen Geldes durch ein Streben in die Höhe ab. Kennzifferregime und Selbstoptimierungsanstrengungen schaffen gegenseitiges Vertrauen allein schon durch ihre Form und somit die einer Geldkultur angemessene Art sozialer Kontrolle. Insbesondere in der Hauptfigur der heutigen Arbeitswelt, im Manager, der universell in den verschiedensten Kontexten einsetzbar ist, für sich persönlich „alle Optionen offen hält“,

¹⁸ Priddat, *Erwartung, Prognose, Fiktion, Narration*, S. 73f.

¹⁹ Ebd., S. 75.

²⁰ Ebd., S. 75, Kurs. i.O.

alle Inhalte numerisch erfassen und in Ranglisten umsetzen kann, in allem nach Mehr strebt, inkarniert sich das Geld. Die Handlungen des Managers sind ausgerichtet auf die Akkumulation von Kapital aller Art, neben ökonomischem Kapital vor allem soziales (Netzwerke, Kontakte), symbolisches (Ruf, Anerkennung) und kulturelles (Bildungsabschlüsse). Jedes Mal handelt der Manager dabei formal wie jemand, der Geldvermehrung betreibt; soziales und ökonomisches Kapital sind eben beide Kapital und haben daher die gleiche Form. Das eine ist ein Abbild des anderen; mit der Vermehrung des einen kann man die Vermehrung des anderen simulieren, weil man das eine leicht mit dem anderen assoziiert. Insofern sind die Handlungen der Manager, auch wenn sie nicht direkt Finanztransaktionen bearbeiten, Simulationen von Finanzkapitalakkumulation, taugen zur Beglaubigung des Geldes und beziehen ihre Glaubwürdigkeit assoziativ vom allgemein bestehenden Glauben an Geld.

Von der Präsentation zur *Performance*

Die Zeichen des Geldes, geldförmige Narrative, zeigen sich besonders häufig in Präsentationen, die heute, oft mit Unterstützung von Power Point, ein Kernbestandteil des Arbeitslebens sind. Produktpräsentationen vor Kunden, Ergebnispräsentationen in Teambesprechungen, das Präsentieren von Entscheidungsvorlagen vor dem Vorstand, in jedem Falle wird der zu präsentierende Inhalt in einer Form kommuniziert, die Vertrauen und Glaubwürdigkeit erzeugen soll. Dabei wird auf die beschriebene Weise gerade auf die Geldform zurückgegriffen. Je mehr aber die Inhalte gegenüber der Form in den Hintergrund treten und damit der Wissensübertrag gegenüber der Vertrauensbildung, je mehr die ästhetische Inszenierung der Geldform gegenüber einem reinen Faktaustausch an Bedeutung gewinnt, desto mehr wird die Präsentation zu einer *Performance*. Besonders stark ist das in Kontexten der Fall, die dem Geldwesen besonders nahe stehen. Jonas Lüscher beschreibt in seinem Roman *Frühling der Barbaren* (2013) eine Szene, die diesen Sachverhalt illustriert. Junge, neureiche Bankmanager aus der Londoner City feiern die Hochzeit eines Kollegen. Auf der Feier trägt dessen Mutter Pippa, eine dem Finanzwesen ganz fern stehende Lehrerin, ein buddhistisches Gedicht vor, an dessen poetische Kraft sie glaubt und die sie den jungen Leuten vermitteln möchte. Diese hören auch zunächst aufmerksam zu:

Wie junge Hunde, die auf einen saftigen Knochen spekulierten, wie Gläubige, die die weisen Worte von den Lippen des Predigers tranken, blickten sie zu ihr hoch. Pippa schrieb es der Kraft der Poesie zu, weil sie nicht wusste, dass diese jungen Leute genau darauf konditioniert waren, selbstsicheren Leuten zu lauschen, die etwas zu verkünden hatten. Bankdirektoren, die ihre Gewinnziele bekannt gaben, Teamleitern, die die Tageslosung beschworen, Investmentgurus, die mit Headsets ausgestattet Erfolgsrezepte ins Auditorium

warfen, Professoren, die ihnen mathematische Modelle erklärten, Unternehmensberatern, die neue Strategien anpriesen, Personal Trainers, die Durchhalteparolen und Tipps zur geistigen und körperlichen Fitness von sich gaben. Es kümmerte sie nicht, wer, es kümmerte sie nicht, was, es ging um eine bestimmte Haltung dessen, der da sprach. Selbstsicherheit, Präsenz, eine gewisse Lautstärke, ein Siegerlächeln und gute Kleidung halfen auch, dann waren sie bereit zu lauschen und frenetisch zu applaudieren. Selbst wenn ihnen ein Gedicht eines alten buddhistischen Beatniks und Tiefenökologen präsentiert wurde, selbst dann.²¹

In der Arbeitswelt wie im Bildungswesen,²² so erzählt diese Szene, kommt es auf die vertrauenserweckende Form der *Performance* an. Sie ist das eigentliche Narrativ und erzählt die Geschichte von Stärke und Durchsetzungsfähigkeit – Eigenschaften also, die mehr ausdrücken, als dass man überzeugt ist von dem, was man kommunizieren möchte. Sie zeigen, dass man in Wettbewerben und Konkurrenzsituationen erfolgreich bestehen kann und diese Kompetenzen sind unerlässlich für Geldvermehrung. Sie simulieren die Akkumulation von Kapital aller Art, insbesondere soziales und symbolisches, und sind damit ein Bild der Geldvermehrung. Wer sich außerdem noch gute Kleidung leisten kann, kann gut mit Geld umgehen, legt Wert auf hohes Einkommen, wird für mehr wirtschaftliche Transaktionen sorgen, den Geldkreislauf anregen, die Geldwertstabilität unterstützen und auch insofern Geld beglaubigen.

Der Begriff der *Performance* eines Mitarbeiters ist heute in der Arbeitswelt verbreitet für seine Leistung. Betriebswirtschaftlich ausgedrückt ist *Performance* ganz allgemein ein „Maß für die Erfüllung einer vorgegebenen Leistung“,²³ folglich ein Effizienzmaß, als solches wird der Begriff auch für Maschinen, Computerprogramme oder Kapitalanlagen gebraucht. *Performance* heißt aber auch Darstellung oder Aufführung, wie sie im künstlerischen Umfeld durchgeführt werden. Die technischen und künstlerischen Dimensionen des *Performance*-Begriffs spiegeln die Verbindung von Fakt und Fiktion wider, wie sie oben als Kennzeichen unserer Geldkultur und als Kernkompetenz in der Arbeitswelt beschrieben wurde. Wirtschafts- und Arbeitswelt sind nicht nur faktengetrieben und Sinnbild für die „Realitäten“ des Lebens, sie sind ebenso angewiesen auf fiktionale Geldbeglaubigungsnarrative, die von den Akteuren schauspielerhaft inszeniert werden müssen. Die *Performance*, die Leistung und damit Qualität, eines Mitarbeiters beruht damit auch auf einer Simulationsgabe, wobei die Simulation umso glaubhafter ist, je mehr der Simulant tatsächlich an Geld, an seine ordnende, bewertende Kraft, an seine Rolle als oberster Geist (und damit als eine Art Gott) glaubt. Wer Geld mag, kann es leichter in Szene setzen, kann sich selbst damit beglaubigen und dabei wiederum den eigenen Glauben an die segensreichen Kräfte des Geldes stärken, das es ermöglicht, dass

²¹ Jonas Lüscher, *Frühling der Barbaren*. 5. Aufl., München 2013, S. 84.

²² Zum Zusammenhang von Ökonomie und Bildung siehe Oliver Fohrmann, *Im Spiegel des Geldes*.

²³ Gabler, *Wirtschaftslexikon*. 15. Aufl., Wiesbaden 2000, S. 2380.

andere einem Vertrauen schenken. Mitarbeiter müssen aber nicht nur performant sein im Sinne beobachtbarer Leistung, sie müssen auch performativ sein im Sinne einer Vertrauensbildung durch Zeichengebrauch.

Die Beurteilung eines Mitarbeiters auf Basis eines solchen *Performance*-Begriffs bringt daher auch das Problem mit sich, dass seine Gesamtleistung objektiv schwer messbar ist, schwer in Kennziffern ausdrückbar ist. Seine Simulations- und Inszenierungsgabe ist eine immaterielle Ressource, die man etwa für Buchhaltungszwecke kaum direkt erfassen kann. Das heute im „Wissenskaptalismus“ gängige *performance accounting*²⁴ trägt dem Umstand Rechnung, dass auch immaterielle Ressourcen wie die Innovationskraft oder das Humankapital eines Unternehmens buchhalterisch erfasst werden müssen, nicht zuletzt, weil Investoren immer mehr Informationen über Unternehmen fordern. Der Bereich der Personalentwicklung spielt deshalb auch eine immer größere Rolle. Die Kompetenzen der Mitarbeiter stehen immer mehr im Mittelpunkt und damit nach obiger Logik insgesamt auch die Fähigkeit, Narrative der Geldbeglaubigung zu erzeugen, eine immer wichtigere Quelle für Vertrauen und Glaubwürdigkeit. Die bisherige Leistung eines Mitarbeiters etwa verliert gegenüber der Kunst der richtigen Inszenierung an Bedeutung. Denn die Zukunft wird immer unsicherer und die Vergangenheit nur noch ein schwacher Hinweis darauf, dass es so bleiben wird, wie es war. Viel wichtiger ist die Inszenierung vertrauensbildender Narrative, ein performativer Zeichengebrauch, das Rekurrenzen auf einen gemeinsamen Glauben, der an den schon vorhandenen gemeinsamen Geldglauben anknüpft.

It's not personal, it's strictly business

Die Wirtschaft verliert somit ihr bodenständiges Image und steigt vom „Boden der Tatsachen“ in semiosphärische Höhen auf. Dem entsprechen auch die wachsende Bedeutung der Finanzwirtschaft gegenüber der Realwirtschaft und das seit langem beobachtbare Abheben der überformalisierten Wirtschaftswissenschaften gegenüber der lebensweltlichen Wirtschaft. Der Anspruch der Wirtschaft und ihrer Wissenschaft, auf „Wissen“, auf objektiven, wissenschaftlich gesicherten Tatsachen, zu beruhen, ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Nicht nur die Abwägung rationaler Gründe und deren numerische Erfassung zählen im Wirtschaftsleben, sondern verstärkt das emotionale Einwirken auf Personen. Auch eine objektivierte Psychologie, etwa der Behaviorismus, reicht nicht mehr aus, diese weiche Seite der Wirtschaft zu erfassen. Die Wirtschaftsforschung muss sich über ihre positivistische Methodik hinaus neuen Herangehensweisen öffnen, solchen die typischerweise in die Domäne der Geisteswissenschaften fallen, etwa Semiologie, Hermeneutik oder Narratologie. Auf Basis einer Einfühlung in den Zeichengebrauch lässt sich hinter die fundamentale Geldförmigkeit der Wirtschaft treten, lassen sich ihre unausgesprochenen Voraus-

²⁴ Pascal Geißler, *Ökonomisierung durch Kalkularisierung. Zahlenbasierte Leistungsindikatoren und ihr Einfluss auf die Autonomie der Wissenschaft*. Konstanz 2016, S. 101ff.

setzungen freilegen und lassen sich Wissen und Meinung, Fakt und Fiktion, *epistèmè* und *doxa*, voneinander trennen. Hier spielt vor allem Literatur eine wichtige Rolle, die lebensweltliche Erfahrungen im Wirtschaftswesen, etwa in der Arbeitswelt, ganzheitlicher abbilden kann als mathematische Modelle. Sie kann einen anderen Sinn erfahrbar machen als den der Geldbeglaubigung und die Frage aufwerfen, ob der Sinn, den jemand in seiner Arbeit wahrzunehmen meint, wirklich von der Arbeit selbst erzeugt wird, oder nicht doch eher von dem Zweck der Geldbeglaubigung, für die sie nur Mittel ist. Literatur kann eine Sprache schaffen, die über die ökonomische Form hinauszugehen versucht.

Neben der Gefahr des Sinnverlusts sieht sich die heutige Arbeitswelt noch mit weiteren Problemen konfrontiert. Der Umstand, dass sie sich verstärkt in semiosphärischen Räumen abspielt, verlangt neue Anforderungen an Mitarbeiter, solche, die man traditionellerweise eher im künstlerischen oder literarischen Umfeld ansiedeln würde, etwa den performativen Umgang mit Zeichen. Auch von Technikern werden somit Manager- oder Künstler-Kompetenzen verlangt, ganz verschiedene Kompetenzfelder also, die kaum jemand gleich gut abdecken kann und die damit eine potenzielle Ursache von Überforderung darstellen. Boltanski und Chiapello sehen in der Internalisierung der Künstlerkritik sogar den neuen Geist des Kapitalismus.²⁵ Mit Künstlerkritik ist gemeint, dass die Arbeitswelt zu Entfremdungserscheinungen führen kann, da Angestellte nicht wie Künstler selbstbestimmt ihre eigene Individualität ausdrückende Werke herstellen können. Der Kapitalismus habe es aber geschafft, Arbeitsergebnisse als Kunstwerke erscheinen zu lassen. Manager etwa bezeichnen sich als Künstler, sprechen von der Kunst der Mitarbeiterführung, des Verhandeln oder der Kundengewinnung. Überhaupt ist Individualität ein zentraler Begriff der Arbeitswelt geworden. Doch damit ist der Vorwurf der Entfremdung oder des Sinnverlusts der Arbeit nur scheinbar ausgeräumt. Im Gegenteil: Infolge des Zugriffs auf seine Individualität durch Ansprüche an seine künstlerische *Performance* wird die Innerlichkeit des Angestellten umso mehr berührt. Denn ausdrücken soll dieser mit seinen „Kunstwerken“ ja nicht sich selbst, sondern das Geld. Nicht der humanistische Gedanke der Autorschaft des eigenen Lebens²⁶ steht hier im Mittelpunkt, nicht die eigene Identität soll erzählt werden, sondern die Geldform. Anders gesagt: Das Ich im Sinne unverfälschter Individualität und das Wirtschaftssubjekt geraten leicht in Verwechslung.²⁷ Geldbeglaubigung erfordert wie jede künstlerische *Performance* bereits die ganze Person.²⁸ Darin liegt ja gerade der Mechanismus der Geldbeglaubigung: Indem deutlich wird, dass Geld auf Seele und Körper der ganzen Person Zugriff hat, wird seine Macht erst glaubwürdig. Wer vermittelt, „sich selbst“ zu opfern und seine ganze Individualität in den Dienst des Geldes zu stellen, liefert den ultimativen „Be-

²⁵ Luc Boltanski und Ève Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz 2006.

²⁶ Julian Nida-Rümelin, *Humanistische Reflexionen*. Berlin 2016, S. 379ff.

²⁷ Siehe zum Verhältnis von Ich und Geld ausführlich Fritz Breithaupt, *Der Ich-Effekt des Geldes. Zur Geschichte einer Legitimationsfigur*. Frankfurt a.M. 2008.

²⁸ Wie Geld auf Personen, nicht zuletzt auf deren Körper, zugreift, beschreibt Christina von Braun, *Der Preis des Geldes*. Berlin 2012.

weis“ für die Macht des Geldes und beglaubigt es so optimal. Je höher das Opfer, desto stärker der Glaube. *Business* ist, wie ironischerweise schon die Mafia wusste, immer *personal*. Was Identitätsfragen betrifft, gibt es kein *life* außerhalb von *work* und keine *work-life-balance* kann eine wie auch immer geartete echte Individualität der Arbeitenden schonen. Die häufig vernehmbare Formulierung, man müsse bei der Arbeit Herzblut investieren, drückt diese Ökonomisierung der Individualität gut aus: Herzblut als Sinnbild des Ur-Eigenen, einer wertvollen Innerlichkeit, wird in Kapital verwandelt, nimmt so die Form des Geldes an und taugt auf die oben beschriebene narrative Weise als Simulakrum zur Geldbeglaubigung und zur eigenen Beglaubigung durch das Geld.

Zusätzlich zu, erstens, den erwähnten Überforderungstendenzen infolge der immer zahlreicher und unterschiedlicher werdenden Kompetenzen, die in der Arbeitswelt gefordert werden, und, zweitens, den Verwechslungstendenzen von Ich und Wirtschaftssubjekt ergibt sich aus den Überlegungen in diesem Artikel noch das dritte Problem der Tendenz zu zunehmender Kontrolle der Arbeitenden, weil in Zeiten des *performance accounting* Unternehmen möglichst umfassend das Humankapital ihrer Angestellten in Datenbanken festhalten. Auch wenn eine umfassende Erarbeitung von Lösungen dieser Probleme das Anliegen dieses Artikels überschreiten würde, lässt sich jedoch aufgrund des hier ins Zentrum gestellten Aspekts der Geldbeglaubigung eine Schlussfolgerung ziehen: Arbeit sollte nicht primär zur Geldbeglaubigung stattfinden, sondern weil angemessene Bedürfnisse befriedigt werden müssen. Es sollten weniger überflüssige Güter hergestellt werden, für die mit aggressiver Reklame künstliche Bedürfnisse erst geschaffen werden – nur damit Geld umläuft und sich vermehrt. Der Mensch, nicht das Geld, sollte das Ziel auch der Wirtschaft sein. „Wirtschaft heißt füreinander tätig sein“, sagt der Gründer der Drogeriekette *dm*, Götz Werner.²⁹ Mithelfen, die echten Probleme der Menschheit zu lösen, stiftet Sinn der Arbeit, im Gegensatz zur Geldbeglaubigung, von der zuerst diejenigen mehr profitieren, die mehr Geld haben. Eine *sinnvolle* Tätigkeit gegenüber dem *sinnlichen* Rausch des Geldes aufzuwerten, dürfte die wichtigste Herausforderung der Arbeitswelt in den kommenden Jahren werden. Voraussetzung dafür ist ein Aufgeklärtsein über die gottgleiche Bedeutung des Geldes und seine allumfassende Denkform.

²⁹ Evelyn Finger, Rüdiger Jungbluth und Sabine Rückert, „Die Moralapostel“. In: *Die Zeit*, Nr. 3/2014 vom 9. Januar 2014.

Literatur

- Baudrillard, Jean. *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*. Frankfurt a. M. 2001 (1968).
- Baudrillard, Jean. *Der symbolische Tausch und der Tod*. München 1982 (1976).
- Boltanski, Luc und Chiapello, Ève. *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz 2006.
- Braun, Christina von. *Der Preis des Geldes*. Berlin 2012.
- Breithaupt, Fritz. *Der Ich-Effekt des Geldes. Zur Geschichte einer Legitimationsfigur*. Frankfurt a.M. 2008.
- Brodbeck, Karl-Heinz. *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik*. 2. Aufl., Darmstadt 2012
- Bröckling, Ulrich. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Berlin 2007.
- Finger, Evelyn und Jungbluth, Rüdiger und Rückert, Sabine. „Die Moralapostel“. In: *Die Zeit*, Nr. 3/2014 vom 9. Januar 2014.
- Fohrmann, Oliver. *Im Spiegel des Geldes. Bildung und Identität in Zeiten der Ökonomisierung*. Bielefeld 2016.
- Foucault, Michel. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt 2006.
- Gabler. *Wirtschaftslexikon*. 15. Aufl., Wiesbaden 2000.
- Geißler, Pascal. *Ökonomisierung durch Kalkularisierung. Zahlenbasierte Leistungsindikatoren und ihr Einfluss auf die Autonomie der Wissenschaft*. Konstanz 2016.
- Keller, Rudi. *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen/Basel 1995.
- Lüscher, Jonas. *Frühling der Barbaren*. 5. Aufl., München 2013.
- Marx, Karl. „Das Kapital“. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1: Der Produktionsprozeß des Kapitals. In: *Marx-Engels-Werke (MEW)*, Bd. 23. Ost-Berlin 1981 (1867).
- Nida-Rümelin, Julian. *Humanistische Reflexionen*. Berlin 2016.
- Priddat, Birger P. *Erwartung, Prognose, Fiktion, Narration. Zur Epistemologie des Futurs in der Ökonomie*. Marburg 2016.
- Türcke, Christoph. *Mehr! Philosophie des Geldes*. München 2015.
- Vogl, Joseph. *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich 2008.

